

(Nachdruck verboten.)

41]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorli. Deutsch von Adolf Geh.

Durch die harmonische Melodie brachen leise Worte: „Er kommandiert . . .“ „Das Gewehr — an!“ ertönte vorne ein scharfer Schrei. Wellenförmig schaukelten die Bajonette in der Luft, fielen nieder und streckten sich schlaw lächelnd der Fahne entgegen. „Vorwärts — marsch!“ „Sie kommen!“ sagte der Einäugige und schritt mit den Händen in der Tasche breit zur Seite.

Die Mutter blickte starr gerade aus. Die graue Soldatenwelle schwannte, zog sich über die ganze Straßenbreite hin und bewegte sich gleichmäßig, kalt vorwärts, vor sich einen Kamm mit silbern schimmernden Stahlzähnen. Sie schritt breit aus, ging näher an ihren Sohn heran, sah, wie Andrej ebenfalls vor Pawel trat und ihn mit seinem langen Körper deckte.

„Geh neben mir, Genosse!“ rief Pawel scharf. Andrej sang, seine Hände waren auf den Rücken gelegt, den Kopf trug er hoch. Pawel stieß ihn mit der Schulter an und rief wieder:

„Neben mir! Du hast kein Recht, vor der Fahne zu gehen!“

„Auseinander!“ rief der kleine Offizier, den weißen Säbel schwingend, mit dünner Stimme. Er hob die Füße hoch und schlug ohne die Knie zu biegen, heftig mit den Sohlen auf den Boden. Der Mutter fielen seine blank gepulsten Stiefel in die Augen.

Seitwärts und etwas hinter ihm ging mit schweren Schritten ein großer rasierter Mann mit dickem, grauen Schnurrbart in langem, rotgefüttertem Rock und mit gelben Generalsstreifen im weiten Weinbleid. Er hielt ebenfalls wie der Kleinrusse die Hände auf dem Rücken, schob die dicken grauen Brauen in die Höhe und blickte Pawel an.

Die Mutter sah unendlich viel, in ihrer Brust stand unbeweglich ein lauter Schrei, der mit jedem Seufzer nach außen dringen wollte; er erstikte sie, aber sie hielt ihn im Innern zurück, indem sie mit den Händen nach der Brust griff. Man stieß sie, sie schwannte auf den Füßen und ging ohne Gedanken, fast bewußtlos vorwärts. Sie fühlte, daß die Menschen hinter ihr immer weniger wurden, eine kalte Welle schritt ihnen entgegen und sprengte sie auseinander.

Immer näher bewegten sich die Leute mit der roten Fahne an die dicke graue Menschenkette, man konnte deutlich das Gesicht der Soldaten sehen — ein breites über die ganze Straße reichendes, garstig platt gedrücktes und in einem schmutzigen gelben schmalen Streifen auseinander gezerrtes Gesicht, in das verschiedenfarbige Augen ungleichmäßig hineingespritzt waren, und vor dem die feinen Bajonettsehneiden grausam blühten. Zudem sie sie auf die Brust der Menschen richteten, schnitten und stießen sie bereits, ohne sie zu berühren, nach einander einzelne von der Menge los und zersprengten den Haufen.

Die Mutter hörte hinter sich das Trampeln der Fortlaufenden. Verhaltene, unruhige Stimmen riefen:

„Geh auseinander, Kinder! . . .“
„Blasow lauf! . . .“
„Zurück, Pawel!“

„Wirf die Fahne fort, Pawel . . .“ sagte Wjessowtschikow mürrische. „Gib her, ich verstecke sie!“

Er griff mit der Hand nach der Fahnenstange, die Fahne schaukelte zurück.

„Laß!“ schrie Pawel.

Nikolai zog die Hand zurück, als hätte er sie verbrannt. Der Gesang war verstummt. Die Leute machten Halt, umringten Pawel dicht, aber er drängte vorwärts. Jetzt trat unversehens etwas heran, als wäre es unsichtbar von oben herabgeschwebt und umfing nun die Menschen in einer durchsichtigen Wolke.

Unter der Fahne standen etwa zwanzig Mann, nicht mehr, aber sie standen fest, zogen die Mutter durch ein Gefühl

der Besorgnis an sich heran, und den unklaren Wunsch, ihnen etwas zu sagen . . .

„Leutnant, nehmen Sie das da weg!“ ertönte die gleichmäßige, grobe Stimme des großen, alten Mannes.

Er streckte die Hand aus und deutete nach der Fahne.

Der kleine Offizier sprang an Pawel heran, griff mit der Hand nach der Stange und schrie kreischend:

„Her damit!“
„Hände weg!“ sagte Pawel laut.

Die Fahne zitterte rot in der Luft, neigte sich nach rechts und links und stand wieder gerade hoch. Der kleine Offizier flog zurück, setzte sich auf die Erde. An der Mutter glitt mit ungewohnter Schnelligkeit Nikolai vorüber, der die Hand zur Faust geballt vor sich hertrug.

„Nehmen Sie die Leute fort!“ schrie der Alte, mit dem Fuß aufstampfend.

Ein paar Soldaten sprangen vor. Einer schlug mit dem Kolben, die Fahne zitterte, neigte sich und verschwand in dem grauen Soldatenhaufen.

„E — eh!“ rief jemand traurig.

Die Mutter brach in tierisches Geheul aus. Als Antwort darauf erklang aus dem Soldatenhaufen die klare Stimme Pawels:

„Auf Wiedersehen, Mama! Auf Wiedersehen, liebe . . .“

„Er lebt, denkt an mich!“ schlug es zweimal ins Herz der Mutter.

„Auf Wiedersehen, Mütterchen!“

Sie erhob sich auf den Bebenspiken, winkte mit den Händen, bemühte sich, die Beiden zu sehen und erblickte über den Köpfen der Soldaten das runde Gesicht Andrejs — es lächelte, nickte ihr zu.

„Meine Lieben . . . Andrej . . . Pawel . . .“ rief sie.

„Auf Wiedersehen, Genossen!“ riefen sie aus dem Soldatenhaufen.

Ihnen antwortete ein vielstimmiges zerrissenes Echo. Es klang aus den Fenstern, irgendwoher von oben, von den Dächern.

XXX.

Man stieß die Mutter vor die Brust. Durch den Nebel in den Augen sah sie vor sich den kleinen Offizier, sein Gesicht war rot, angestrengt, und er schrie sie an:

„Weg da, Alte.“

Sie blickte ihn von oben bis unten an, sah zu seinen Füßen die Fahnenstange, die in zwei Teile zerbrochen war — an einem hing noch ein Stück roter Stoff. Sie beugte sich nieder und hob sie auf. Der Offizier riß den Stock aus ihrer Hand, warf ihn beiseite und schrie, mit den Füßen aufstampfend:

„Weg da! sage ich! . . .“
Zwischen den Soldaten loderte und floß das Lied dahin:

„Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk . . .“

Alles drehte sich, schwannte, zitterte. In der Luft stand dichter, beunruhigender Lärm, ähnlich dem matten Summen in Telegraphendrähten. Der Offizier sprang fort und kreischte erregt:

„Lassen Sie den Gesang aufhören! Feldwebel Krainow . . .“

Die Mutter trat schwanke zu dem Fahnenstangenrest, den er fortgeworfen und hob ihn auf.

„Stopfen Sie ihnen das Maul! . . .“

Der Gesang verwirrte sich, erlosch. Jemand faßte die Mutter an der Schulter, drehte sie um und stieß sie in den Rücken.

„Geh, geh . . .“

„Die Straße säubern!“ schrie der Offizier.

Die Mutter sah zehn Schritte von sich wieder einen dichten Menschenhaufen. Die Leute brüllten, brummten, pfliffen, traten langsam zurück und strömten in die Höhe.

„Vorwärts, Ihr Teufel!“ schrie ein junger schnurrhärtiger Soldat neben der Mutter ihr direkt ins Ohr und stieß sie auf das Trottoir.

Sie ging auf die Fahnenstange gestützt und ihre Beine knickten ein. Um nicht zu fallen, klammerte sie sich mit der anderen Hand an die Wände und Bäume. Vor ihr wichen

Die Menschen zurück, neben ihr und hinter ihr schritten Soldaten, die schrien:

„Vorwärts, vorwärts . . .“

Die Soldaten überholten sie, sie blieb stehen und blickte um sich. Am Straßenende standen wieder Soldaten in einer dünnen Kette, die den Weg auf den freien Platz versperrten. Der Platz war leer. Vorne bewegten sich ebenfalls graue Gestalten langsam auf die Menschen zu . . .

Sie wollte sich umwenden, ging aber unwillkürlich wieder vorwärts, und als sie an die Ecke gelangte, bog sie in die schmale und leere Gasse ein.

Wieder machte sie halt, horchte und atmete schwer. Jrgend wo vorne tobte das Volk.

Sie schritt weiter, bewegte die Brauen, schwißte stark, bewegte die Lippen, schwenkte die Hand, und in ihrem Herzen blühten wie Funken Worte auf, drängten sich zusammen und entzündeten in ihr den hartnäckigen, heftigen Wunsch, sich auszusprechen, hinauszuschreien . . .

Die Gasse machte eine scharfe Biegung nach links, und hinter ihr sah die Mutter einen großen dichten Menschenhaufen. Eine Stimme sprach laut und kräftig:

„Aus Skandal sucht läuft man nicht in Bajonette!“

„Und wie haben sie sich benommen ah? man geht gegen sie los — sie aber halten stand, ganz furchtlos.“

„Ja — a . . .“

„Sieh einer den Patwel Wlassow! . . .“

„Und der Kleinrusse . . .“

„Hände auf den Rücken, laßt der Teufel . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Die Klavierlehrerin.

Von Hugo Fründ.

Frau Wulke, die Besitzerin von einem großen Vergnügungstotal, hatte für ihr siebenjähriges Töchterchen Fanny einen schönen Flügel gekauft. Nicht etwa, weil sich die Kleine als ein musikalisches Genie entpuppte, sondern weil Oesterhelds — eine der Frau Wulke befreundete Familie — ihrem Sohne Albert aus Freude über seine Versetzung nach der Untertertia eine teure Geige geschenkt hatten.

Frau Wulke mußte das natürlich übertrumpfen. Naserümpfend hatte sie sich geäußert, was so „plundrige Vädernmeesters“ könnten, das könnte sie schon lange, und so hatte sie, Oesterhelds schwer zu ärgern, viel tiefer in den Geldsack gegriffen und bei einer Firma von Beltruf einen ganz neuen und blitzblanken Flügel erstanden.

Nun aber galt es, auch für Fannys Musikunterricht zu sorgen. Das Kind sollte ihn zu Hause haben; weil aber Frau Wulke von einem Lehrer nichts wissen wollte — sie war Witwe und hielt streng auf ihren Ruf — so hatte sie an ein Fräulein geschrieben, die ihr sehr empfohlen worden war, und hatte sie zu sich bestellt mit der Bemerkung: sie wäre nicht abgeneigt, sie zu „anlaschüren“, sie müßte jedoch das Fräulein erst mal „Prüffen“, ob sie auch eine „Dichtige persohn“ wäre.

Die Klavierlehrerin, eine junge Dame, hatte über den Brief der Gastwirtin tüchtig gelacht und sich auch ein bißchen darüber geärgert. Sie hatte die besten Zeugnisse und braucht sich von einer Frau, die mit der Rechtschreibung so arg auf dem Kriegsfuße stand, wirklich nicht erst prüfen lassen. Dennoch entschloß sie sich, hinzugehen — sie lebte in bescheidenen Verhältnissen und war auf ihr Stundengeld angewiesen — und so fand sie sich zu der angegebenen Zeit bei Frau Wulke ein.

Sie mußte eine halbe Stunde warten, denn Frau Wulke, die einst Jose bei einem Arzt gewesen war, hielt es für vornehm, fremde Leute, die zu ihr kamen, antichambrieren zu lassen. Endlich erschien ein Dienstmädchen und sagte: „Die gnädige Frau lassen bitten“. Das Fräulein atmete erlöst auf und folgte dem Mädchen in den Salon, wo Frau Wulke sehr steif auf einem mit blauer Seide bezogenen Sofa saß und an der Hand die kleine Fanny hielt, die neben ihr stand.

Die Lokalbesitzerin war, obgleich sie ansah, stark zu werden, immer noch eine hübsche Frau, und ihr frisches Gesicht mit der lecken, keinen Stumpfnase verriet das allerliebste Kammerläschen von ehemals.

Sie war sichtlich bemüht, sich fein zu geben: sie reichte der Lehrerin würdevoll die Hand — Fanny mußte auch die Hand reichen, wiewohl der Unart sich sträubte — und dann bot Frau Wulke der jungen Dame einen Sessel an. Das Fräulein dankte und setzte sich und sah mit stiller Heiterkeit auf die schwarze Samt-taille der Hausfrau, worauf so viele Goldsachen hingen wie auf den großen Samtständern in den Schaukästen der Juweliers.

„Gefällt Sie der Flügel?“ leitete Frau Wulke das Gespräch ein. Die Lehrerin warf einen Blick auf die Firma und erwiderte: „Er ist für ein Kind eigentlich zu schade.“ „Zu schade?“ Frau Wulke zog ein wenig die Nase kraus. „Nun ja“, meinte sie, „für anderer Leute Kinder genügt ja schon ein Klavier. Aber

meine Fanny hat solchen AllertweltsKlimperkasten Gott sei Dank nicht nötig.“

Dann gab sie dem Gespräch eine andere Wendung und fragte mit einem mitleidigen Blick auf das saubere, aber etwas abgetragene Tuchkleid der Lehrerin: „Das Stundengeben bringt auch wohl nichts ein?“

Das Fräulein war über diese Taktlosigkeit innerlich empört; allein sie bezwang sich und sagte ruhig: „Oh, ich bin ganz zufrieden, Frau Wulke. Ich habe mein Auskommen.“

Die Gastwirtin, die sehr darauf hielt, daß man sie „gnädige Frau“ nannte, machte, als die Klavierlehrerin sie ganz einfach „Frau Wulke“ anredete, ein Gesicht, als hätte sie sich einen Zahn ausgebissen.

Sofort wurde sie sehr kühl, und sie sagte so recht von oben herab: „Ganz schön, meine Liebe, aber ich habe nur wenig Zeit. Wollen Sie mich also bitte mal was vorspielen.“

Die junge Dame setzte sich an den Flügel und spielte von Beethoven die Sonate pathetique. Sie hatte sie einem berühmten Musikprofessor vorgetragen und von ihm darauf hin ein glänzendes Empfehlungsschreiben erhalten. Allein, obwohl sie auch jetzt das Tonwerk meisterhaft vortrug, Frau Wulke gähnte einmal über das andere und schließlich rief sie mitten hinein in das Spiel: „Lassen Sie man gut sein, ich höre schon! Nehmen Sie es mir nicht übel, aber das klingt alles so gebumst und so hüschelig, und das dürfte für meine Fanny . . .“

Weiter kam sie nicht. Die Dame hatte es vorgezogen, sich ohne jede Erwiderung schleunigst zu entfernen. —

Einige Tage später saß Frau Wulke in ihrem Kontor und plauderte mit dem Oberkellner. Er hatte ihr soeben wegen einer Klavierlehrerin eine Annonce aufgesetzt, und sie konnte ihm nicht genug erzählen von dieser „impertinenten Person“, von der sie noch immer nicht begriff, wie man sie ihr hatte empfehlen können. Selbst das Kind, sagte sie, hätte gegen das „eingebildete Weibsbild“ sofort die größte Antipathie gehabt, was Fanny, die am Fenster fliegen fing, mit dem Rufe befrächtigte: „Pui Daibel! Die olle dämliche Diefel!“

Frau Wulke, die auf das Fräulein noch sehr erbost war, lag das Blaue vom Himmel herunter, sie anzuschwärzen. Als sie nun gerade erzählte, es hätte nicht viel daran gefehlt, daß sie das „schnippsche Frauenzimmer“ hätte „rausschmeißen“ lassen, klopfte es draußen an die Tür, und auf das Herein der Gastwirtin trat eine dicke, kleine ältere Frau ins Kontor, die einen so tiefen Kratz machte und vor Entzücken und vor Ehrfurcht so die Augen verdrehte, daß Frau Wulke, der Oberkellner und Fanny in ein helles Gelächter ausbrachen.

Sofort stimmte die pudige Frau darin ein und rief, strahlend vor Freude: „Ganz so habe ich mir die liebe, hochverehrte gnädige Frau vorgestellt! So ein heiteres, sonniges Wesen! Ich habe aber auch von der hochverehrten gnädigen Frau schon so viel Gutes gehört, daß ich mich wirklich außerordentlich glücklich schätzen würde, wenn die liebe gnädige Frau mich engagieren wollte.“

„Ihnen engagieren“, fragte Frau Wulke, immer noch lachend, „als was denn?“

„Ach, hochverehrte gnädige Frau, ich habe gehört, Sie suchen eine Klavierlehrerin, und wo ich doch in so hochfeinen Familien unterrichte, bei Herrn Richtheilanstaltsdirektor Hämefer, bei . . .“

„Wie heißen Sie denn?“ unterbrach Frau Wulke die Redselige.

„Bommel! hochverehrte gnädige Frau. Frau Berta Bommel.“ Der Name rief neue Heiterkeit wach, und die kleine Fanny jubelte: „Berta Bommel, alte Trommel!“

„O Du mein süßes Goldkind“, rief entzückt die Klavierlehrerin, „Reime machen kannst Du auch schon? Du bist mal ein herziges Schelmchen! So ein talentvolles Töchterchen! Freilich, wer eine so liebe, schöne und kluge Mama hat . . .“

Es vergingen nicht zehn Minuten, da saß Frau Berta Bommel im Salon am Flügel.

Allein, bis sie zum Spiel kam, dauerte es noch lange; denn sie hatte so viel zu bewundern: Das prachtvolle Instrument, den großartigen Salon und das hochinteressante, aristokratische Gesicht der Hausfrau, die so sehr einer italienischen Prinzessin ähnelte.

Frau Wulke, die vor Vergnügen ganz rot geworden war, lenkte bescheiden ab und fragte: „Haben Sie ein Konservatorium besucht, Frau Bommel?“

„Das nicht, hochverehrte gnädige Frau; aber seien Sie überzeugt: Die Ausbildung in den Konservatorien taugt gar nichts, sie ist viel zu oberflächlich. Ich habe weit gediegeneren Unterricht erhalten: von meinem guten seligen Vater. Er war erster Geiger in einer berühmten Stadikapelle.“

Frau Wulke lachte und meinte: „Na, dann fangen Sie mal an! Aber spielen Sie recht was Hübsches, wo ordentlich Musik drin liegt.“

„O, ich weiß schon“, rief die Klavierlehrerin exaltiert. „Kennen Sie das Gebet einer Jungfrau, gnädige Frau? Nein? O, das müssen Sie hören! Das ist ganz wundervoll! Und ein so rührendes Stück! Man hört darin die Jungfrau ordentlich aufschluchzen und sie so recht inbrünstig beten für ihren lieben, fernem Bräutigam.“

Frau Berta Bommel spielte nun los und gab gleichzeitig die Erläuterung.

„Hören Sie, gnädige Frau? Hier . . . hier kommt ihr Schluchzen! Und hier, hier ruft sie so sehnsuchtsvoll: Wann

lebst Du heim, mein Süßer, Heißgeliebter? Und hier — hören Sie doch nur, gnädige Frau! — hier tönt von oben eine Engelsstimme: Tröste Dich, er kommt wieder! Du sollst ihn haben, meine Tochter."

Frau Wulle war so gerührt, daß ihr die dicken Tränen über die Waden liefen. Die Lehrerin trodnete sich auch die Augen, als sie es endete hatte und sagte: „Ja, hochberechtere gnädige Frau, so ist es immer, wenn ich das Gebet spiele. Das wirkt tiefergreifend auf alle die Herrschaften, die Herzensbildung haben und ein wirkliches Kunstverständnis.“ Dann zog sie Fanny, die sich gerade damit vergnügte, mit beiden Fäusten auf die Tasten zu hämmern, auf ihren Schoß, hätschelte sie und fragte: „Willst Du auch so schön spielen lernen, mein Herzblatt?"

Fanny lutschte nachdenklich an ihrem rechten Daumen, dann zog sie ihn aus dem Munde heraus, wischte ihn an Frau Vommels Kleid ab und erwiderte: „Näh... ich will nicht!"

„Ungezogenes Balg“, schalt die Mutter, „Du wirst schon wollen.“

„Näh!“ trockte Fanny auf und wollte anfangen zu heulen. Aber Frau Vommel zog geschwind eine Zudertüte aus der Tasche, gab sie der Kleinen und flüsterte: „Nicht weinen, mein Liebling, nicht weinen!“ Dann wandte sie sich wieder an die Mutter und beteuerte: „Das geht anfangs mit all den lieben Kinderchen so. Aber die Lust und Liebe kommt bald. Man muß nur die richtige Methode haben und die Kleinen nicht ermüden mit Sonaten und weiter so dummem Zeug.“ Dann rief sie: „Nun paß mal auf, Fannychen, was Du bei mir für schöne Stücke lernen wirst!“ Und sie spielte und sang: „Putt, putt, putt, mein Hühnchen“, woraufhin Fanny hell aufstreichte vor Vergnügen und wie ein kleiner Straßenjunge lärmend einfiel: „Putt, putt, putt, mein Hahn!"

Die Frauen lachten, und die Klavierlehrerin klatschte in die Hände und rief: „Sehen Sie, gnädige Frau, da kommt schon die Lust und Liebe! Das Talent braucht nur geweckt werden. Man muß nur eine gebiegene Methode haben.“

Kleines feuilleton.

Australiens Wasserversorgung. Die Besiedelung und wirtschaftliche Entwicklung Australiens, dieses an Mineralien und anderen Schätzen so reichen Landes, das einen 14mal so großen Flächenraum einnimmt wie das Deutsche Reich, wird hauptsächlich dadurch aufgehalten und verhindert, daß der größte Teil des Landes fast das ganze Jahr unter großer Dürre leidet, die nur selten und stellenweise von gewaltigen, schnell abfließenden Regenmengen unterbrochen wird. Aber die Kolonialverwaltung ist nicht gewillt, diesen Mißstand untätig zu ertragen. Daher macht die künstliche Wasserversorgung des australischen Kontinents, wie die „Geogr. Zeitschrift“ berichtet, stetige und gewaltige Fortschritte, besonders durch die im Jahre 1903 eröffnete, 525 Kilometer lange Wasserleitung von Perth nach den Goldfeldern. Bisher hat Süd-Australien mit 880 000 Einwohnern bereits über 100 Millionen Mark für Wasserbauten ausgegeben, hauptsächlich für Verrieselungs-kolonien am Murray, die außerordentlich günstige Erfolge aufweisen. Die früher wüstenähnlichen Gegenden sind jetzt von Obst- und Weingärten bedeckt. Gewaltige Maschinen pumpen das Wasser aus dem Fluße in unzählige Verrieselungsanlagen. Hauptsächlich werden Weintrauben, Aprikosen, Pfirsiche, Feigen, Oliven, Orangen und Zitronen angebaut, wovon ein großer Teil exportiert wird. Victoria und Neu-Süd-Wales planen jetzt auch die Anlage gewaltiger Staubecken, die an Ausdehnung alles weit übertreffen werden, was auf diesem Gebiete irgendwo auf der Erde geleistet worden ist.

In Neu-Süd-Wales beabsichtigt der Staat die Gewässer des Murrumbidgee durch einen gewaltigen Damm bei Warren-Jack aufzustauen und die Gewässer zur Verrieselung zu verwenden. Die Kosten des Bauwerks wurden auf 31½ Millionen Mark veranschlagt. Noch gewaltiger sind die am Goulbourefluß in Victoria geplanten Wasserbauten; dieser in den australischen Alpen entspringende Nebenfluß des Murray hat ein starkes Gefälle, und die von ihm zu liefernde Kraft wird ausreichen, um ganz Melbourne sowohl mit elektrischem Licht wie mit bewegender Kraft zum Betriebe der Straßenbahnen und Vorstadt-Eisenbahnen zu versorgen. Außerdem soll die 400 Kilometer weit zu leitende elektrische Kraft imstande sein, sämtliche Maschinen der Minen zu Ballarat und Bendigo zu treiben. Das zu erbauende Reservoir wird das größte der Welt werden und dreimal so viel Wasser fassen, wie der Rildamm zu Assuan aufzustauen vermag.

So ist die Verwaltung der australischen Commonwealth eifrig dabei, in Australien das Lebenselement jeder Kultur, die Bewässerung, nicht nur künstlich zu schaffen und zu regeln, sondern auch die lebendige Energie der künstlich angesammelten Wassermengen wirtschaftlich auszunutzen.

Musik.

Von den Münchener Wagnerfestspielen. Die Saison im Münchener Prinzregententheater steht in voller Blüte. Der erste Ring-Cyklus, Lannhäuser, Die Meistersinger liegen

hinten uns. Das Theater war jedesmal ausverkauft und besetzt von den blasierten Mitgliedern der europäischen Gelbaristokratie. Wagner ersehnte in „Kunst und Religion“, dem kommunistischen Manifest der dramatischen Kunst, eine demokratische Kunst und ein demokratisches Publikum. Denn ihm war das Volk der Zusammenschluß aller jener, die eine gemeinsame Not empfinden. Und sein Kunstwerk sollte eben die Erlösung aus dieser gemeinsamen Not bringen. Sein Ideal war somit ein Publikum, das mit höher gestimmter Seele sich seinem Drama nahen und in ihm einzig künstlerische Erschütterung und durch die Weihe des ton-dichterischen Ausdrucks Erhebung über die Prosa des nüchternen Alltags suchen wollte. Ob das mondäne Publikum der Münchener Festaufführungen dem Ideal des Bayreuther Reformators entsprechen würde? Ich möchte es verneinen, wenn ich die Physiognomie dieses schwirrenden, plaudernden, lachenden Völkchens überblide und einen Rückschluß auf sein geistiges Niveau ziehe. Es ist an der Isar genau so wie am roten Main, an der Mutterbühne Bayreuth genau so wie an der Tochterbühne München. Der Wagnerkult ist Modesache und bleibt Modesache für die internationale Lebewelt, wird aber nie Herzenssache für diese Oberflächenmenschen werden. Tristan, Siegfried und Hans Sachs und das, was ihr tiefstes Wesen ausstrahlt, ist keine notwendige Forderung ihrer geistigen Kultur, wohl aber eine interessante Station im sommerlichen Reise-programm. Man sah in den Wandelgängen und Brunnfalons, in dem teuren Restaurant, um die bengalisch beleuchtete Fontäne des halb a la Versailles, halb a la Botan kostümierten Gartens in überwiegender Mehrzahl Engländer, die den Grafspott bekanntlich mit demselben Eifer betreiben wie den Fußballsport. Daneben verschwanden die Angehörigen anderer Nationen bescheiden im Hintergrunde. Namentlich die Deutschen, gar nicht zu reden von den einheimischen Münchenern. Aber für die Münchener münzt die kleine Erzengel Speidel — der bei der ganzen Sache übrigens Mann im Schatzen ist im Gegensatz zu dem Ex-Intendanten Posart, dessen Name aus aller Lippen schwebte! — ja auch nicht aus Rheingold reines Gold. —

Nun zur künstlerischen Seite der Sache. Da muß konstatiert werden, daß der Charakter des Außerordentlichen, des Musterhaften im Niveau der Vorstellungen, wie das ja in Bayreuth jahrelang der Fall war, im Durchschnitt nicht erreicht worden ist. Dazu fehlt vor allem die Einheitlichkeit des Ensembles, die in Bayreuth Vorbedingung ist. Das an sich gute und geschulte Wagner-Ensemble wird vielmehr durch eine Reihe glänzender Fixsterne vom europäischen Wagnerhimmel vorübergehend illuminiert. Es liegt auf der Hand, daß jeder von diesen berühmten Gästen seine private Auffassung von der betreffenden Rolle fig und fertig mitbringt und sich von dem Münchener Regisseur nichts dreinreden läßt. Da gibt es natürlich oft Disharmonien und bedenkliche Unstimmigkeiten. Es fehlt eben die harmonische Durch-arbeitung aller Teile des großen dramatisch-musikalisch-szenischen Gesamtorganismus, ein Ziel, das nur durch gewissenhafte Proben und durch Selbstlosigkeit der Künstler zu erreichen ist. Da sah man z. B. einen Tristan (Ernst Kraus-Berlin), der mit naturalistischen Mäßen arbeitete und rhythmisch sehr willkürlich sang, einen Lohengrin (Dr. Briesemeister), der ebenso wie sein Kollege Mime (Breuer-Bien) im „Atelier Costma“ bis aufs letzte Tüpfelchen fertig gestellt war und einen regelrechten Mephisto der Oper zeigte. Auch die Brünnhilde des ersten Rings, Frau Ellen Gul-branson, ist eine Meisterschülerin der Bayreuther Stilbildung, aber ihre eigene Persönlichkeit durchbricht doch immer feurig und lebensvoll die starre Schablone. Einen verunglückten Siegmund gab Herr Burgstaller-New York, einer der Ueberläufer Bayreuths zu Direktor Conried. Prächtige Leistungen boten dagegen Frau Wittig-Dresden als Isolde, Heinrich Knote-München als Siegfried und Feinhals-München als Wotan. Hofoperndirektor Felix Mottl brachte die Partituren des Ring und Tristan mit prachtvoller Deutlichkeit und organischer Gestaltungskraft, großzügig in der motivischen Linienführung und besetzt in allen lyrischen Teilen zum tönenden Leben. Die Maschinenmeister und Dekorationsmaler sind mit ihren Feuern, Wassern, Lichtbögen, Gewitterschlägen, Lindwürmern und Halleneinstürzen dem Problem der naturalistischen Darstellung der Welt Wotans und Alberichs wieder ein Stückchen näher gekommen. Die Frage ist nur, ob hier überhaupt der Naturalismus am Platze ist.

Aus dem Tierreiche.

Des Hammers gräuliche Umgestalt. Wer einmal das Bild eines Hammerfisches gesehen hat, wird es begreiflich finden, daß Schiller in seinem „Taucher“ sich gerade diesen Vertreter der Fischklasse, der überdies noch zu der berüchtigten Familie der Menschenhaie gehört, dazu auserwählt hat, um mit ihm neben den Rochen und Klippenfischen die Tiefen des Meeres möglichst erschreckend zu beleben. Die Hammerfische könnten kaum anders benannt werden, weil ihr verbreiteter Kopf unwiderstehlich an den eines Hammers erinnert, während der übrige Körper ähnlich ist wie bei anderen Haien. Bei einer Länge von 3-4 Metern und einem Gewicht bis zu 8 Zentnern muß dieser Fisch schlechtthin einen entsetzlichen Eindruck gewähren, der noch bis ins Phantastische dadurch gesteigert wird, daß die Augen ganz an den beiden Seiten des umgestalteten Hammerkopfes sitzen. Dabei ist der Hammerfisch ziemlich weit verbreitet und gelangt zuweilen in europäische Gewässer, kommt dem Menschen aber doch nicht häufig vorz Auge, weil er den schlammigen Meeresgrund liebt, wo er auf Rochen und

andere Plattfische Jagd macht. Zumeilen allerdings wagt er sich auch an die Oberfläche und sogar bis in die Nähe von Häfen, um die Schiffe zu umlauern. Einen fesselnden Bericht über die Unterjuchung von Hammerfischen hat der amerikanische Zoologe Gudge in der Wochenschrift „Science“ erstattet. Die Forschungen wurden ermöglicht durch ein Erlebnis des Segelbootes „Gladys“, das an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten eines Tages mehrere mächtige Haie zu Gesicht bekam. Als bald wurde die Harpune ausgeworfen und eine der Bestien getroffen, die gerade einigen großen Rochen nachjagte. Die Harpune riß jedoch aus, und erst ein zweiter Angriff auf einen anderen Hai war von Erfolg begleitet. Es stellte sich heraus, daß es ein Hammerfisch war, der im Gegensatz zu früheren Erfahrungen bei der Gefangennahme wenig Widerstand leistete und nach 18 Stunden geborgen war. Das ungeheure Tier wurde photographiert, gemessen und dann zerlegt. Die Gesamtlänge betrug gegen vier Meter, die Länge des Hammers zwischen den Augen fast einen Meter, der Umfang vor den Brustflossen 1 1/4 Meter, die Länge der Schwanzflosse 70 Zentimeter. Leider waren keine Mittel vorhanden, den Riesentierkörper zu wiegen, aber nach der Kraft, die seine Fortschaffung erfordert hatte, konnte das Gewicht auf wenigstens 400 bis 500 Kilogramm geschätzt werden. Leider war der Fang für die Zoologen nicht ganz so wertvoll, als man gehofft hatte, weil die inneren Teile des Fisches stark verlest worden waren. Die Schiffsjungen hatten sich nämlich damit beschäftigt, Steine in den Rachen des Ungeheuers zu werfen, während es an der Schiffsseite herabhing, und durch das Hin- und Herschütteln während der Fahrt und durch das mehrfache Hinausziehen zu wiederholter Beschädigung waren die inneren Organe verunstaltet worden. Immerhin konnte nach der Unterjuchung des Mageninhalts festgestellt werden, daß der Hammerhai ein sehr eifriger Vertilger von Rochen ist. Im Magen fand sich ein vollständiges Rochenskelett von gewaltiger Größe, und außerdem waren viele Rochenstacheln in dem ganzen Körper und im Maul verteilt.

Geographisches.

Das Land der Suafa, das im Osten von Tuggurt sich von den algerischen Schotts im Norden bis zu der Sanddünenregion (Erg) im Süden ausdehnt, hat im Winter 1905/06 Robert Rousseau im Auftrage des algerischen Generalgouverneurs bereist. Nach seinem Vortrage vor der Pariser geographischen Gesellschaft wird darüber im „Globe“ berichtet. Die Regen sind im allgemeinen auf den Herbst beschränkt, aber ihr Eintritt ist ganz unsicher: es regnet stellenweise, aber man kann nie vorher wissen, wo. Diesen unsicheren Niederschlagsverhältnissen entspricht die Vegetation, doch kann man mit Bezug auf ihren Charakter drei große Gebiete unterscheiden. Auf dem rötlichen, harten Boden im Westen zwischen El-Üed, Bir er-Ressoff und dem Wadi Zghargar herrschen Pflanzen mit sehr großen, harten und langen Wurzeln vor, mit denen sie der Feuchtigkeit nachgehen. Im Osten, zwischen El-Üed, Bir er-Ressoff und der Ostgrenze des Erg, in den Dünen mit nassem Untergrund, gibt es sehr kräftige Pflanzen mit zartem Laub und tiefen Wurzeln wie Drin, Gad, Lebhin und Esal. Die Gebiete im Norden endlich in der Nähe der Schotts tragen die Flora des Salzbodens. Die Bewohnererschaft gliedert sich in nomadische Hirten, fehhafte Gartenbauer und Händler, doch sind die Gartenbauer manchmal auch gleichzeitig Hirten und Händler und umgekehrt. Der Brunnenreichtum in der Dünengegend begünstigt das Fortkommen zahlreicher Ziegen- und Schafherden. Mit ihnen ziehen die Hirten nach den Regen auf der Suche nach Weideplätzen umher. Die Männer jagen auch Hasen und Antilopen, die Frauen spinnen und weben. Die Gartenbauer haben für ihre Palmenärten im Norden Wasser in einer Tiefe von 3 bis 15 Meter. Wo außerdem die Verdunstungsgefahr nicht groß ist, wird Tabak angebaut, der für diese fehhafte Bevölkerung eine gute Einnahmequelle bildet. Im Umkreise der Gärten ist sie natürlich am dichtesten, und El-Üed, Bucmar, Behima und Kwinine sind richtige Städte mit Steinhäusern. Ein großes Feld zur Beschäftigung findet die zahlreiche Händlerklasse. Das Land der Suafa bringt die nötigen Lebensbedürfnisse nicht in ausreichendem Maße selbst hervor, die daher importiert werden: Gerste und Korn von den Hochländern, Datteln aus dem Wadi Nhir, Orangen vom Djend, Stoffe aus Gassa und Gabes. Außerdem vermitteln jene Leute den Handelsverkehr zwischen Südunisien und Südalgerien.

Hydrographisches.

Süßes Meerwasser. Zu den merkwürdigsten Naturerscheinungen, die zu sehen man sich vorsichtigerweise allerdings kaum wünschen darf, gehören die Wind- und Wasserhosen, im allgemeinen auch als Wetterfäden bezeichnet. Ihr Ursprung liegt stets in der Entstehung eines Luftwirbels in größerer oder geringerer Höhe über der Land- oder Wasseroberfläche der Erde. Die Wirbelbewegung saugt dabei mit großer Kraft die Luft aus den unteren Schichten in die Höhe, die nun in den Wirbel mitgerissen wird, während sie weiter oben dann nach allen Seiten sich ausbreitet. Wird viel Staub oder Feuchtigkeit mitgerissen, so wird die Erscheinung als Wetterfäden sichtbar. Selten stehen diese Säulen still, sondern sie bewegen sich mit verschiedener, zuweilen mit großer Schnelligkeit und mit zerstörender Kraft. Auch ihr Durchmesser und ihre Höhe können sehr verschieden sein, und letztere soll gelegentlich bis zu 1000 Metern reichen. Die Wasserhosen,

die auf diese Weise über großen Seeflächen oder über dem Ozean entstehen, ziehen das Wasser selbst zu beträchtlicher Höhe hinauf. Geschieht dieser Vorgang auf dem Meere, so sollte man glauben, daß die Wasserhosen aus Salzwasser bestehen müssen. Es lag aber eine Beobachtung, die eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, aus früherer Zeit vor, wonach diese Vermutung irrig wäre. Ein Schiff wurde von einer Wasserhose getroffen, die so gewaltige Wassermassen entwickelte, daß der Kapitän des Schiffes beinahe über Bord gewaschen worden wäre. Jedenfalls hatte er eine gehörige Portion davon zu schmecken bekommen. Er wurde nun nach seiner Heimkehr von einem Meteorologen, dem er Bericht darüber erstattete, befragt, ob das Wasser frisch oder salzig gewesen wäre, und versicherte, daß es so frisch gewesen sei, wie er nur je ein Quellwasser gekostet habe. Nun hat der englische Dampfer „Daharh“ nach einem Bericht des Meteorologischen Magazins im Schwarzen Meer ein ähnliches Erlebnis gehabt. Es waren mehrere Wasserhosen, die sich zum Teil auf das Schiff entluden, als ob eine Sintflut hereingebrochen wäre, und nicht einmal die Wlke des gleichzeitigen Gewitters durch die Finsternis hindurchdringen konnten. Auch in diesem Fall erwies sich das Wasser als frisch.

Notizen.

— Im Kleinen Theater geht am Mittwoch Eben Langes Lustspiel: „Die Stimme der Unmündigen“ zum erstenmal in Szene.

— Die 10. Versammlung deutscher Historiker wird in Dresden in der Zeit vom 3. bis 7. September 1907 stattfinden.

— Der Wiener Stadtrat beschloß in einer seiner letzten Sitzungen, die Drucklegung einer kritischen Gesamtausgabe der Werke Franz Grillparzers zu unterstützen. Auf dem Titelblatte dieses Werkes erscheint die Gemeinde Wien als Herausgeber. Die Bearbeitung wird durch den Professor der Literaturgeschichte an der Universität in Prag Dr. August Sauer besorgt werden.

— Ein jiddisches Theater ist am letzten Donnerstag im Ostende von London eröffnet worden.

— Deutsche und französische Universitäten. In Frankreich gibt es 16 Universitäten, die nach einer uns vorliegenden Statistik im letzten Jahre von 35 870 Studenten besucht wurden; für diese wurden insgesamt 13 764 180 Fr. ausgegeben, von denen über 11 Millionen auf das Personal kommen. Deutschland hat dagegen 21 Universitäten, die von 37 848 Studenten besucht werden, und in dem Rechnungsjahr 1905/1906 wurden für 18 Universitäten (es fehlen die Angaben für drei von ihnen) 31 908 607 Fr. ausgegeben. Die Zahl der Studenten ist im Verhältnis zur Bevölkerung in Deutschland kleiner als in Frankreich; aber es ist zu berücksichtigen, daß in diesen Zahlen die technischen Hochschulen, die ihnen gleichstehen, nicht mit einkalkuliert sind; andererseits sind hier die Studenten der Theologie mitgezählt, die es in Frankreich nicht gibt.

— Die Motorluftschiff-Studiengesellschaft in Berlin hat Preise im Gesamtbetrage von 20 000 M. ausgeschrieben zur Erlangung von Modellen für einen Luftschiffmotor. Für die Preisbewerbung werden nur Motore deutschen Ursprungs zugelassen, die mindestens eine Betriebsstärke von 20 Pferden besitzen. Die eingelaufenen Entwürfe werden hinsichtlich ihrer Betriebssicherheit während eines Dauerversuches von 10 Stunden durch elektrisches Abbremsen ihrer gesamten Energie genau untersucht und mit Beziehung auf das Verhältnis zwischen Bremsleistung und Gesamtgewicht einschließlich Schwungrad, Umlaufpumpe, Zündvorrichtung, Benzinhälter und Wasserbehälter verglichen.

— Die drahtlose Telegraphie in der Welt. Nach einer Statistik, die das „Navy Departement“ der Vereinigten Staaten aufgestellt hat, verteilen sich die Stationen für drahtlose Telegraphie in der ganzen Welt folgendermaßen: Vereinigte Staaten 88, England und Irland 43, Italien 18, Deutschland 13, Rußland 8, Holland 8, Frankreich 6, Türkei 6, Argentinien 5, Brasilien 5, Kanada 5, China 5, Hawaii 5, Dänemark 4, Spanien 4, Schweden 3, Gibraltar 2, Desterreich-Ungarn 2, Rumänien 2, Mexiko 2, Panama 2, Japan 2, Andamanen 2, Aegypten 2, Marokko 2, Mozambique 2, Tripolis 1, Costa-Rica 1, Montenegro 1, Portugal 1, Chile 1, Malta 1, Belgien 1, Norwegen 1. Das sind zusammen 254 Stationen, von denen über ein Drittel auf die Vereinigten Staaten entfallen.

— Ein Feldzug gegen die Ratten ist mit großer Energie seit einem Jahre in Bangalur, der Hauptstadt des britischen Vassallenstaates Maisur in Ostindien geführt worden, und die Resultate haben sich als äußerst günstig für die Bekämpfung der Pest erwiesen, bei deren Verbreitung die Ratten bekanntlich eine große Rolle spielen. Nach den soeben veröffentlichten offiziellen Berichten sind während des Jahres, das im Juni zu Ende ging, 21 500 Ratten vergiftet und 108 774 in Fallen gefangen und dann getötet worden. In derselben Zeit ging die Sterblichkeit an der Pest um 40 Proz. zurück, und die Gesamtzahl der Todesfälle war die niedrigste, seitdem die Pest zum ersten Male in Maisur aufgetreten war (1898).